

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 26 (1946-1947)
Heft: 2

Artikel: Deutsche Gesundung
Autor: Weyl, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159403>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

verteidigen. Der Waffengang ist vorbei. Die Pause läuft ab, in der wir Atem holten. Es wird jetzt immer klarer, daß Unabhängigkeit und Demokratie zwar gerettet wurden, und trotzdem noch keine Freiheit herrscht. Dafür triumphieren Angst und Not, unter deren Fuchtel es keinen Frieden gibt. Gegen diese geht darum der Kampf heute ohne Bomben weiter. Wenn der Student darin nicht mitmacht, dann bedeutet das: er leistet zwar, wenn er vom Staat dazu gezwungen wird, nämlich im Militärdienst, nicht aber, wenn er zur Leistung berechtigt ist, ohne gezwungen zu sein. Damit würde der Schweizerstudent das Recht, Demokrat genannt zu werden, verwirken.

Deutsche Gesundung

Von Johannes Weyl

Mit diesem Aufsatz umriß der Autor die geistige Einstellung des von ihm ins Leben gerufenen «Südkurier» (Konstanz) zu den Problemen der Gegenwart.

Die Schriftleitung.

Wir dürfen sprechen und so müssen wir es. Die Geschichte, der ewige Strom des menschlichen Lebens, kennt nur scheinbar Fristen des Verweilens; unaufhaltbar gebiert sie aus dem Schoß eines jeden Augenblicks den neuen, — gebiert aus allen in der Welt vorhandenen Kräften täglich das Antlitz des kommenden Morgens.

Ein erstes Band des Vertrauens hat sich gewoben zwischen den Deutschen, die ohne geistige Heimat den Niederbruch einer gewaltsam errichteten Welt erlebten, und neuen Institutionen, die an die Öffentlichkeit treten konnten: manchen Zeitungen zunächst, Ansätzen politischer Organisation und einzelnen Männern, die in das geistige und wirtschaftliche Chaos eine vorläufige Ordnung zu bringen den schweren Auftrag annahmen oder sich selbst erteilten — Pionieren, die von tausend Aufgaben immer nur eine anpacken konnten und hundert auch künftig noch werden liegen lassen müssen.

Das Band des Vertrauens, das auch uns durch unsere Arbeit mit vielen verbindet, hat es uns möglich gemacht, früher als andere einen Überblick über die heutige geistige Situation der Deutschen, wenigstens in einem regional umgrenzten Gebiet, zu gewinnen, und als erste konnten wir aus Erfahrung zeigen, wie geistig das Gesicht einer großen und vielfältig zusammengesetzten Gruppe von Deutschen beschaffen sei: uneinheitlich mußten wir deren geistige Situation nennen und schwierig als eine Situation zwischen den Zeiten; doch sahen wir sie zugleich gekennzeichnet durch fruchtbare Ansätze einer möglichen Entwicklung, die freilich der sorgsamsten Pflege bedürfen, denen Zeit und Ruhe gewährt werden muß.

Drei Momente sind es, auf die wir heute unsere Leser hinweisen möchten, und wir nennen zweimal ein großes Wort: *Goethe*. Sein Bild sehen wir auf einer der schönen Marken, welche französische Künstler in Paris für unsere Besatzungszone entworfen haben.

Ist es nur uns so gegangen, daß wir beim ersten Anblick dieser uns gegebenen Goethe-Marke unseren Augen nicht trauen wollten und daß wir dann zweierlei aus dieser Gabe zu uns sprechen hörten: Klugheit und Großmut? Und damit Ermutigung und vielleicht sogar den Wunsch, die Welt möge bei uns einmal wieder den Geist finden und dem Geist vertrauen können, der sich in dem uns so von Frankreich bestätigten großen Europäer verkörperte und aus ihm wirkt?

Und Goethe noch einmal.

Es ist dieser Tage in der Schweiz ein Buch erschienen, das Goethe und die Weltliteratur zum Gegenstand hat. Ein Buch, das eingänglich Goethes Idee der Weltliteratur zeichnet, dann den empfangenen Segen schildert, den Goethe anderen Kulturkreisen verdankt: die weckende Macht der englischen Literatur, die bildende Italiens, die formende Macht der französischen Literatur, die öffnende des Ostens und die sozialisierende Amerikas, — und das dann umgekehrt zeigt, wie der empfangene Segen, mit Goethes Wesen sich fruchtbar vermählend, wieder als europäische Sendung ausstrahlte.

Barbarei senkte ihre schwarzen Schleier auch über das Bild Goethes, soweit wir glauben durften, daß es in Deutschland noch lebe. Frankreich aber war es, aus dem im Goethejahr 1932 die Erklärung kam, daß «Goethes Geist der Geist Europas selber» sei, und Léon Daudet nannte Goethe die Synthese von Germanentum, Latinität und griechischer Antike — den universalen, weil synthetischen Geist.

Und wir?

Nur mit dem einzigen Wort *Humanität* können wir es kennzeichnen, wenn dieses Bild uns jetzt mehrfach wieder vorgestellt wurde — von außen als uns gehörend. Und mit wie wichtigem Grund wir darin Akte wahrer Humanität sehen, das erhellt einmal aus dem Blick auf die schweren Wunden, die Frankreich selbst im Kriege erlitt, und für unser zweites Beispiel aus der Nennung des Mannes, der jenes Buch in den Jahren des Grauens schrieb: Fritz Strich, Professor für deutsche Literatur, einst in München, jetzt in Bern — ein Deutscher jüdischer Abstammung.

Nur *ein* Satz in diesem Buch, auf der letzten von vierhundert Seiten, die Goethe, den deutschen Europäer schildern und preisen, spricht von den gewesenen Jahren, von der «Katastrophe, die über die Menschheit hereinbrach, weil ein Volk Verrat übte an seinem größten Geiste, weil Faust der Verführung seines satanischen Führers bis in den Höllensturz erlag». Ein einziger Satz und nicht mehr, aus dieser Feder, und sofort die Versicherung, daß man am Goethe-Geist

nicht irre werden dürfe, und der Wunsch, daß dieser Geist Führung und Band einer besseren Welt sein möge, die sich aus dem Chaos unserer Zeit ans Licht emporringen soll.

Wenn es diese Humanität gibt, Solidarität im Geistigen, welche über Krieg und Verbrechen hinweg, vom Verfolgten zum Verfolger, vom Sieger zum Besiegten und über die Zeiten hinweg geistigen Rang und geistige Einheiten erkennen läßt, — auch auf anderen Gebieten gibt es eine Solidarität, die zu den Hoffnungen führt, um derentwillen wir sprechen: Die Arbeiterschaft fühlt sich über Grenzen hinaus solidarisch, obgleich auch sie Träger des Krieges war. Ist je eine französische, russische oder amerikanische Gewerkschaft oder andere Organisation der Arbeiterschaft aufgestanden und hat dem deutschen Arbeiter vorgeworfen, daß er Waffen für den deutschen Krieg schmiedete, Granaten drehte, die Frankreichs Häuser zerfetzten, Bomben fertigte, die Englands Städte und Rußland verwüsteten? Wir vernahmen kein Wort der Anklage, kein Wort, das nach den Streiks fragte, die eben auch kaum möglich waren, kein Wort darüber, ob Sabotage viel oder wenig in den Werkstätten der deutschen Arbeiter ausrichtete.

Solche Zeichen einer Solidarität gelten, wenn wir sie richtig deuten, dem Aufbau, der nötig ist nicht nur für uns, sondern für Europa und mehr als Europa. Und diese Zeichen einer Solidarität des Guten und der Guten könnten wohl auch das Vertrauen zu erkennen geben, daß auch unter den Deutschen noch etwas lebe, mit dem, aus dem und für das zu bauen möglich sei und sich lohne.

Wo wahrhaft diese Reste sind, ist freilich noch überall nicht leicht zu erkennen. Der englische Dichter Stephen Spender vergleicht Deutschland dem biblischen Sodom, der Stätte des Abfalls von Gott, die zu vernichten Gott sich entschloß und vor der er doch fragte, ob nicht in ihr die zehn Gerechten noch lebten, um derentwillen er die Stadt erhalten könnte. Man solle sie suchen, sagt er, die zehn in Deutschland, die Deutsche seien und nicht der Besatzung hörig, zugleich aber Deutsche, die das Vertrauen der Besatzung verdienten, die zu den Deutschen und für sie zur Welt sprechen könnten.

Aber wo sind sie? Waren sie in den Lagern des Grauens? Waren sie nur dort? Lebten sie unter den «Freien», scheinbar nun mitschuldig und doch wirksam gewesen als Erhalter, gerade weil sie durch Zufall oder Klugheit jener letzten Konsequenz entgingen, die Millionen die Befreiung von Hitler nicht mehr erleben ließ?

Es ist nur in sehr engen Grenzen unseres eigenen Amtes, da zu urteilen, auch auf die Gefahr hin, daß der von außen gekommene Richter, unseres gewesenen inneren Lebens in seiner Verästelung unkundig, nur schwer allein das richtige Urteil fällen kann. Daß es sie gibt, die zehn und mehr als sie, das freilich wissen wir, und sie

lechten danach, für die Deutschen zu wirken, die in einem europäischen Gemeinwesen sich bewähren und aufgehen könnten — was immer die Form dieses Gemeinwesens sei, um das seit Generationen hellstichtige Geister geistig gerungen haben und das im Zeichen einer Weltbrüderschaft stehen müßte, wie Thomas Mann sie vor Augen hat, wenn er die Heimat in sich fühlt und sich in ihr, wo immer er lebe.

Ist es nicht auch ein Zeichen dafür, daß bedeutende Männer sich um die Befreiung von der Vergangenheit und um einen neuen Geist mühen, wenn die Sprecher in den von uns veranstalteten Vorträgen mühevollen Winterreisen nicht scheuen, um zu uns und in unseren Berichten dann zu allen Lesern zu sprechen? Sind es nicht Zeichen, wenn in unseren Theatern Iphigenie und Faust in immer neuen Vorstellungen vom Publikum verlangt werden, wenn die Menschen sich zu den von uns veranstalteten Geschenkvorstellungen drängen und uns in einer Stadt vor dem Beginn einer solchen Aufführung der Bürgermeister seinen Dank für geistige Fürsorge ausspricht, die eben auch Geld kostet? Sind es Zeichen, wenn die Arbeiterschaft eines großen Industriewerkes den Theaterreferenten unserer Zeitung bittet, ihr vor schwierigeren Stücken einführende Vorträge zu halten, und wenn in gemeinschaftlicher Arbeit mit den Gewerkschaften der Leiter unseres Wirtschaftsteils eine Gewerkschaftsschule ins Leben rufen kann?

Und ist es nicht ein bedeutendes Zeichen, wenn die von uns unternommene Aktion einer *Deutschen Anklage* bei den besten Geistern aufgegriffen wurde, wenn Männer wie der Kultusminister Heuß, wie die Professoren Spranger in Berlin, Gerhard Ritter in Freiburg, Romano Guardini in Tübingen und der große Heidelberger Philosoph Jaspers unserem Aufruf folgend, an der Formulierung einer Anklage arbeiten, die wahres deutsches Wesen trennen soll von dem, was aus uns und unter uns auch fürchterlich möglich war?

Mut ist es, was jeder aus solchen Zeichen und der Arbeit solcher Kräfte schöpfen darf — der Mut, uns innerlich zu läutern und dann ans Werk zu gehen. Nur daß dies Werk schwer ist. Und gerade das sagen wir vor allem zu denjenigen unter unseren Lesern, die zu einer künftigen Entwicklung bisher kein Vertrauen gewinnen konnten.

Blut, Tränen und Schweiß versprach Churchill dem englischen Volk am Anfang des Krieges — nicht Lorbeer. Der Sieg werde errungen werden, aber es werde ein bitterer Sieg sein, so sagte General de Gaulle der französischen Nation, als er sie zum Kampf sammelte. Und sein Nachfolger Gouin sagt sich programmatisch los von «billigen Versprechungen und undurchführbaren Vorschlägen». Ist nicht etwas daraus zu lernen, daß die schließlich siegreichen Männer Arbeit, Mühe, Not und Geduld zum Inhalt ihrer Erklärungen an die

Völker machten, wo das Versprechen leichten Sieges den Jubel betörbarer Massen bequem hätte anrufen können, wie jedes laute Wort ja bei manchen den billigen Erfolg der ersten Stunde gewinnt?

Es gibt für uns nur *ein* Ziel, und in ihm dürfen wir der Zustimmung der Alliierten gewiß sein: unsere Eingliederung in eine größere Völkergemeinschaft, sobald wir uns ihrer fähig erwiesen haben. Aber es gibt auch nur einen Weg dahin: den der unablässigen Arbeit und der unermüdlichen Geduld. Es ist unmöglich, wir sagten das schon in der ersten Ausgabe unserer Zeitung, daß auf den Krieg für uns ein Friedensparadies folge. Es kann nicht sein, und es zu wünschen ist töricht. Wer immer Schuld trage, wo immer Schuld liege — es ändert die Erkenntnis dessen garnichts an der harten Wirklichkeit, die lautet: Es wird uns *allen* auf lange Zeit hinaus sehr wenig gut gehen und vielleicht sogar recht schlecht. Nur indem wir das auf uns nehmen, indem wir das in unseren Willen *aufnehmen*, können wir damit fertig werden. Es gibt kein anderes Verfahren als dieses, zu ihm müssen wir uns bekennen, darin muß unser erster Mut liegen.

Und wir sprechen nun wieder einmal etwas aus, das keineswegs von allen unseren Lesern gebilligt werden wird. Aber die Aufmerksamen unter ihnen haben erkannt, daß wir weder furchtsam noch blind sind, daß wir Dinge beim Namen zu nennen für notwendig, ja selbstverständlich halten und daß wir — unbequem oft und darum, wie die meisten deutschen Zeitungen, auch von heftigen Angriffen nicht verschont — doch dastehen für unsere Überzeugung, welche die eines abendländisch-europäischen Sozialismus ist, den wir christlich empfinden, ohne damit anderen Formen des Sozialismus ihre Berechtigung zu bestreiten — dastehen für eine Überzeugung, aus der heraus wir schon in sehr frühen Zeiten des werdenden Nationalsozialismus und am Orte seines Werdens gegen ihn in der Öffentlichkeit arbeiteten, und in der weiter zu arbeiten uns das Vertrauen geschenkt wurde.

Es ist, sagen wir, eine Verkennung der wahren Verhältnisse, wenn man beim Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu dem Resultat kommt: die Vergangenheit sei wohl schlimm gewesen, aber die Gegenwart nicht besser; wir haben unseren Leuten ja oft und deutlich genug das wahre Gesicht des «Dritten Reiches» gezeigt. Und es ist auch *nicht* entscheidend, daß wir noch wenig zu essen und viel an die Sieger zu leisten haben. *Entscheidend* ist nur eines: daß es einen europäischen Geist der Humanität gibt, daß unsere Besatzungsmacht ein wesentlicher Träger dieses Geistes ist und daß dieser Geist jetzt die Möglichkeit hat, sich bei uns zu verwirklichen.

Diese Möglichkeit besaß dieser Geist europäischer Humanität bei uns lange nicht mehr. Wie sehr auch *vor* dem Nationalsozialismus nicht, möge man daraus erinnern, daß nicht einer der drei Hohen-

zollern als Kaiser je das Goethehaus im Hirschgraben betrat, so oft sie auch in Frankfurt und im nahen Homburg weilten. (Und daß das Goethehaus in Weimar nicht ein einzigesmal den in sich sah, der sich später zum «Führer der Deutschen» aufwarf, kann uns nur erschüttern in dem bestätigten, was wir wissen.)

Wir sind also, das sagen wir in aller Fülle der Sorgen, nicht ohne Zuversicht.

«Die Sprache der Steine in Deutschland predigt» — so sagt der englische Beobachter Spender — «den Nihilismus». Das ist eine mutige Formulierung aus dem Geiste des Siegers, der die Zerstörung von oben sieht. Der Besiegte sieht sie von unten. Er lebt in ihr. Und ihm predigt die Stimme der Steine nicht den Nihilismus, sondern genau das Gegenteil davon. Der Schweizer Hermann Hesse, der das Deutsche so tief fühlt, weil er deutsch fühlt, hat darauf eindringlich hingewiesen, wenn er von den leidgeprüften und weise gewordenen Menschen sprach, die heute in Deutschland leben. Sollten diese Menschen ein Ohr für die Predigt des Nihilismus aus geborstenen Mauern haben?

Sie hören den viel eindringlicheren Ruf aus der Wüste, die Stimme des Täufers, der den Menschen ein «Metanoeite!» — Wandelt Euch! — zurief. Sie wissen, daß aus der Niederlage ihres Volkes, die notwendig war, für sie die Verpflichtung zu einem anderen Denken, einem Denken in der Wahrheit, neu erwächst. Mag diese Wahrheit noch so hart und schwer für den einzelnen sein, sie muß ertragen werden. Die Wahrheit aber ist: Der Weg für den deutschen Menschen zu einer neuen Gemeinschaft mit der Menschheit führt über die Erkenntnis, daß der Aufbau dieser Gemeinschaft aus Trümmern heraus geschehen muß. Nicht nur aus den Trümmern von Mauern, sondern aus den Trümmern aller Hoffnungen, Entwürfe, Pläne und — Träume. Es ist ein Weg ganz von unten, und für niemanden ist er so schwer wie für die Jungen, die schuldlos mitschuldig wurden an dem, was es für sie als einziges greifbar gab.

Nur dieser Weg ganz von unten heraus führt zurück in eine mögliche menschliche Gemeinschaft. Ihn ohne Hilfe von außen zu gehen, ist unmöglich, da, wieder nach den Worten jenes Engländers, «weder das Schicksal noch die Hilfsquellen Deutschlands in deutschen Händen sind». Hilfe von außen kann ebenso wenig in Mitleid bestehen, wie in Härte allein, sondern nur in der Einsicht, daß es sich lohnt, «den Deutschen den Pfad gezeigt zu haben, der sie aus Dunkel und Verzweiflung hinaufführt, den Pfad, der sie auch in die europäische Gemeinschaft leitet».

Lohnt es sich?

Es liegt an uns, diese Frage mit ja beantwortet zu bekommen.

Wir unsererseits haben das Vertrauen, daß auf dem nun beschrittenen Weg die Gesundung der Deutschen erreicht werden kann, und haben das Vertrauen, daß wir auf ihm werden weitergehen können, wenn uns neue Erschütterungen erspart bleiben.

★ Politische Rundschau ★

Zur Lage

Die Berichtsperiode bietet aus der Sphäre der internationalen Politik keine Ergebnisse oder auch nur Ereignisse von besonderer Bedeutung. So zeichnen sich die ersten Gehversuche der *UNO* nach wie vor durch dieselben charakteristischen Merkmale aus, und stets spiegelt sich in ihnen an erster Stelle die Belastung des westlich-russischen Verhältnisses. Die *persische Frage* dürfte trotz des noch bestehenden Prozedurstreites praktisch erledigt sein, und das Ergebnis ist auch durchaus das erwartete: den Russen ist eine verstärkte Einflußsphäre zugefallen, und die Engländer werden sich demnach künftig auch in diesem Bereiche stärker als bisher zur Wehr zu setzen haben. An Stelle der persischen ist nun vor dem Forum der *UNO* die *spanische Frage* ins Blickfeld gerückt worden; doch wird man auch hier ein größeres Ergebnis nicht zu erwarten haben, weil die Westmächte nach wie vor an einer ernstlichen Beeinträchtigung des Regimes Franco kein Interesse bekunden werden, sich vielmehr im höchsten Fall für eine allmähliche Liberalisierung dieses Regimes gewinnen lassen dürften. Übrigens werden die Beratungen der *UNO* in den nächsten drei Wochen jedenfalls vor dem Ausmaß und Gewicht der *Außenminister-Konferenz in Paris* in den Hintergrund treten. Dort aber soll nun ein erster, ernster Schritt nach vorwärts im Bereiche der *Friedensverträge* erfolgen, — und mit ausgesprochener Spannung wird man insbesondere der Lösung der *Probleme Italiens* entgegensehen, der ersten großen Probe, wo die westlichen Ansprüche der Sowjetunion gegen die Pfänder ausgehandelt werden, die den Westmächten im Osten, vor allem durch die Betätigung der Kreditschraube, zur Verfügung stehen. Aus dem italienischen Bereiche ist im einzelnen zu berichten, daß sich für die *Treuhandschaft über Tripolitalien*, wo nach wie vor der sensationelle Anspruch Rußlands im Vordergrund steht, neuerdings auch die Arabische Union gemeldet hat, — für sich selbst, bzw., wenn eine Kollektiv-Treuhandschaft nicht in Frage käme, zu Gunsten Ägyptens. So bestehen also nunmehr verschiedene Anwartschaften auf dieses begehrte Gebiet; doch wäre es sicher die einfachste und den europäischen Interessen am meisten dienliche Lösung, wenn die Treuhandschaft am Ende einfach — Italien selbst übergeben würde, wie eben erst jemand vorschlug. Das Land hat übrigens im Vorfeld der Friedenskonferenz immer noch mit zunehmenden innerstaatlichen Schwierigkeiten zu rechnen; neuerdings wollen sich nämlich auch die Sarden selbständig machen. Sie seien, so hieß es, wie übrigens auch die Sizilianer, mehrheitlich monarchistisch gesinnt, während auf der Halbinsel die republikanische Strömung immer mehr überwiegen will. In diesem Zusammenhang sei sogar bereits der Gedanke eines *Königreiches Sardinien-Sizilien* aufgeworfen worden, zu dessen